

Noch ein Fall von „arm trotz Arbeit“: Die ‚Generation Praktikum‘

Da wird die Allianz aus Politikern, Arbeitgeberverbänden und öffentlicher Meinung nicht müde, die Bedeutung von „Bildung“ und „Qualifikation“ zu beschwören – „unser rohstoffarmes Land“ könne seinen „Lebensstandard“ und seine „Spitzenposition“ nur mit gut ausgebildeten jungen Menschen halten, Bildung sei aber auch für den Einzelnen *das* „Mittel gegen Arbeitslosigkeit“ und *der* Schlüssel zum „persönlichen Erfolg“ im Berufsleben – und dann wird mit denjenigen, die sich nach den angeblichen Erfordernissen der „Wissensgesellschaft“ verhalten, alles andere als pfleglich umgegangen. „Prekäre Beschäftigungsverhältnisse“ beim Einstieg in den Beruf sind für junge Hochschulabsolventen zur Normalität geworden. Anstatt wie geplant eine Karriere zu starten, müssen Nachwuchsakademiker heute schlechte Bezahlung, befristete Anstellungen oder erzwungene Selbstständigkeit in Kauf nehmen. Dazu gehören seit einiger Zeit auch so genannte „Praktika“. Berufsanfänger mit Hochschulstudium dürfen sich erst einmal ohne Bezahlung oder bestenfalls gegen ein paar 100 Euro Taschengeld nützlich machen, bevor man ihnen eine bezahlte Stelle anbietet – oder auch nicht. Dabei ist es kein Geheimnis, woher der kleinliche Umgang mit dem angeblich so dringend benötigten „klugen und hoch qualifizierten Nachwuchs“ rührt: „*Es ist ein simpler Mechanismus: In Zeiten der Massenarbeitslosigkeit können es sich Unternehmen leisten, die Angst der Absolventen vor dem Zurückbleiben auszunutzen*“ (Zeit, Campus online, 25.9.2006, so oder ähnlich äußern sich alle einschlägigen Berichte). Dem entnehmen wir: Unternehmen sind ganz grundsätzlich darauf aus, Leute, die auf sie angewiesen sind, auszunutzen. Sobald sie die Möglichkeit dazu sehen, tun sie es. In diesem Fall ist es die „Angst“ von Nachwuchsakademikern, schon zu Beginn des Berufslebens ziemlich endgültig den Eintritt in die Welt der besser bezahlten, angenehmeren und sichereren Jobs zu verpassen, die den Unternehmen gerade recht kommt – ebenso wie die „Masse“ der von ihnen Entlassenen, die sie offenbar auch bei Akademikern als Druckmittel einsetzen können, um billige Dienste zu erpressen. Was für die frisch Diplombierten eine „Notlage“ ist, ist für die Unternehmen eine günstige Gelegenheit, die sie nicht verpassen. Mit einem Wort: hier liegt „Ausbeutung“ vor, wie die ZEIT und andere messerscharf erkennen. Ein schönes Urteil also darüber, wie in dieser Gesellschaft mit den „Humanressourcen“ umgesprungen wird – sehr verschwendend nämlich. Die Menschen und das, was sie gelernt haben, interessieren nur als Ressource für den Geschäftserfolg der Unternehmer und wie weit ihr Dienst daran honoriert wird, hängt nicht von ihren Anstrengungen und Leistungen ab, sondern fällt ins Belieben der Nutzer dieser „Ressource“.

Als Aufruf zum Widerstand an alle „Billiglöhner“ sind solche Diagnosen freilich nicht gemeint. Das böse Wort von der „Ausbeutung“ fällt den Erfindern des Schlagworts von der „Generation Praktikum“ ein, weil sie die Behandlung der *Studierten* als billige Arbeitskräfte für unpassend halten. Bekanntlich werden Zeit, Spiegel, Stern und Konsorten nicht müde, bei nicht so „Hochqualifizierten“ die von Kapitalisten gezahlten Hungerlöhne zwischen 3 und 6 Euro als zwar harte, aber unumgängliche Notwendigkeit fürs Arbeiten-Dürfen zu propagieren oder zusammen mit der Gewerkschaft die Auffassung zu vertreten, dass bei 7,50 brutto Mindestlohn, wenn es ihn denn gäbe, von „Ausnutzen“ und „Ausbeutung“ nicht mehr die Rede sein kann. Wenn der Spiegel einen „Missbrauch von Hochqualifizierten als unter- oder gar unbezahlte Ersatzarbeiter“ (Spiegel online, Januar 2007) konstatiert oder von „hochqualifizierten Billiglöhnern“ (ARD) die Rede ist, dann liegt der ‚Skandal‘ darin, dass die potenzielle Elite hier einmal so behandelt wird, wie es der große Rest des gewöhnlichen Menschenmaterials offenbar verdient. Während sonst das „Besitzstandsdenken“ gezeißelt wird, ist man von der Be-

rechtigung der Ansprüche des akademischen Standes überzeugt und sieht Missbrauch, wenn die unternehmerische Kostenkalkulation sich von diesen „Ansprüchen“ nicht beeindruckt lässt. Oder es ist gleich die „deutsche Wirtschaft“ selbst, die sich des Mitgeföhls besorgter Kommentatoren sicher sein kann. Sie, die deutsche Wirtschaft, schadet nämlich in erster Linie sich, wenn sie den „dringend gebrauchten hoch qualifizierten Nachwuchs“ (Zeit) so schlecht behandelt. So wird sich eingeföhlt in die Interessen der Wirtschaft und das „schamlose Ausnutzen einer Notlage“ dann doch nur als ungeschickte, kurzfristige Geschäftspolitik registriert. Der Geschäftserfolg wird als oberster Gesichtspunkt anerkannt und versichert, er ginge doch ganz prima mit einem dem Status *dieses* Nachwuchses angemessenen Umgang zusammen.

Und die Betroffenen? Sie setzen sich zur Wehr – aber wie! Die am eigenen Leib gemachte Erfahrung, dass nicht Qualifikation, sondern kapitalistischer Bedarf ein Einkommen bringt, erschüttert sie nicht im Glauben an die ‚Leistungsgesellschaft‘ und ihrem Anrecht auf eine besondere Stellung in ihr. Sie wollen nicht das Prinzip entdecken, sondern einen ungerechten Umgang mit ihrem Stand. Ihr Widerstand ist deshalb an Bescheidenheit kaum zu überbieten. Sie wenden sich untertänig mit Petitionen an die Abgeordneten und machen konstruktiv Vorschläge zur Beendigung des „unregulierten Zustands, der zum Missbrauch der Arbeitskraft von Hochschulabsolventen führt“ (homepage students-at-work.de der DGB-Jugend). Nach dem Studium ‚Erfahrungen in der Praxis‘ sammeln – selbstverständlich, aber bitte nicht zu lange: „*Der Deutsche Bundestag möge beschließen, dass Praktika von Hochschulabsolventen, die länger als 3 Monate dauern und in dem Berufsbild abgeleistet werden, für das der Hochschulabsolvent ausgebildet wurde, in ein reguläres Arbeitsverhältnis umgewandelt werden*“ (Petition d. ehemaligen Dauerpraktikantin Désirée G. an den Bundestag). Eine bisschen Anerkennung für die geleistete Arbeit wäre auch nicht schlecht (Petition der Vertreterin des DGB „Mindestlohn von 300 Euro“), und die Mitbegründerin des Selbsthilfevereins „Fairwork“ verlangt 1200 Euro brutto, wenn es dann doch nicht bei den drei Monaten bleibt – „damit orientieren wir uns am europäischen Mindestlohn“ – sowie eine akademikergerechte Benennung, die klarstellt, dass es sich nicht um mies bezahlte Arbeit, sondern um einen Einstieg in den Aufstieg handelt: „*Die Zeit nach dem Abschluss sollte*

Die EU bietet den AKP-Staaten „Economic Partnership Agreements (EPAs)“ an: So geht der „Abbau der weltweiten Armut“ in die nächste Runde

Die EU hat in jahrzehntelanger Arbeit 78 afrikanische, karibische und pazifische AKP-Staaten auf sich verpflichtet, indem sie ihnen in vier Lomé- und dem Cotonou-Abkommen (2000) eine „Asymmetrie“ in den Handelsbeziehungen einräumte („Handelspräferenzen“), d.h. die Einfuhrzölle auf Güter aus diesen Staaten senkte, ohne ihrerseits Zollsensenkungen zu verlangen. Durch den „privilegierten“ Handel (SZ, 18.6.07), der diesen Staaten damit eröffnet wurde, ist die „Asymmetrie“ in der Reichtumsverteilung nur fortgeschrieben worden: „*Die EU ist die wichtigste Handelspartnerin der AKP-Staaten. Für die Entwicklungsländer macht das Volumen von 55 Milliarden Euro fast ein Drittel ihres Außenhandels aus. Für die EU ist der Handel mit den AKP-Ländern dagegen marginal*“ (ebd.) Die Zahlen sagen es: Zu Reichtum sind die AKP-Staaten darüber nicht gekommen, sie „befinden sich nach wie vor in einer Randposition der Weltwirtschaft“ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, BMZ, Materialien 174, Wirtschaftspartnerschaftsabkommen zwischen AKP-Staaten und der EU; alle Zitate daraus) und 40 der 50 Least Developed Countries zählen zum Bestand der EU. Wie soll es auch anders sein: Diese Staaten verkaufen Rohstoffe – der Erlös für diese „natürlichen Reichtümer“ ist gänzlich abhängig von Konjunktur und

GEGENSTANDPUNKT
Politische Vierteljahrszeitschrift

Vortrag mit Diskussion

**Die Lokführer kämpfen um Lohn und Arbeitszeit –
Die Republik steht Kopf: „Dürfen die das?“**

Was ist geschehen? Eigentlich nichts Besonderes: Die Gewerkschaft der Lokführer (GDL), Vertretung des Fahrpersonals bei der Bahn, stellt Forderungen nach *mehr Lohn und besseren Arbeitsbedingungen*. Nach Jahren der Lohnsenkung, der Verdichtung der Arbeit und der Ausdünnung der Belegschaft will sie die fortschreitende Schlechterstellung ihrer Mitglieder korrigieren und macht Anstalten, ihre Ansprüche auch durchzusetzen. Damit unternimmt die GDL dann doch etwas in diesem Land ganz und gar Unübliches und macht sich gleich alle ehrenwerten Instanzen der Nation zum Feind. Was dürfen Gewerkschaften fordern? Wie haben sie ihre Forderungen zu vertreten? Wie weit dürfen sie mit Streikdrohungen gehen? Wo endet die Erlaubnis zum Arbeitskampf? Und wie soll überhaupt eine ordentliche Arbeitervertretung organisiert sein? Brauchen „wir“ Einheitsgewerkschaften nach Art des Deutschen Gewerkschaftsbunds oder sollen auch konkurrierende Berufsgewerkschaften zugelassen sein? Grundsatzfragen dieses Kalibers wälzen Journalisten, Juristen und Politiker seit August im Wechsel von Streik, Streikverbot und „Mediation“. Wenn sie die Maßstäbe diskutieren, an denen sich das Fordern der arbeitenden Menschheit zu orientieren hat, berufen sie sich auf *höchste Rechtsgüter und eingeföhrt Sitten der deutschen Arbeitswelt, kurz auf Deutschland* und erinnern daran, dass die Vertretung von Arbeiterinteressen eine Sache der *Genehmigung* ist, über die höheren Orts und vom Standpunkt des nationalen Ganzen entschieden wird und nicht von unzufriedenen Lokführern oder anderen betroffenen Arbeitnehmern. Der noch gar nicht richtig in Gang gekommene Lohnkampf der GDL gerät dadurch zum Lehrstück

- über das großartige Freiheitsrecht auf Streik
- über die Bedingungen, unter denen Arbeitnehmern das Fordern und Verhandeln erlaubt sein soll
- über die Mittel, mit denen nicht genehme Ansprüche und Durchsetzungsversuche bekämpft werden
- kurz: darüber, wie *unverträglich* der Anspruch auf gute Löhne und erträgliche Arbeitszeiten mit den Interessen von Wirtschaft und Staat sind.

Donnerstag, 18. Oktober 2007, 20.00 Uhr
K4 im Künstlerhaus, Festsaal, Nürnberg, Königstr. 93
www.gegenstandpunkt.com / gegenstandpunkt@t-online.de

Der neue **GEGENSTANDPUNKT**, Heft **3-07** ist ab sofort im Buchhandel erhältlich:
Edelmann, Fürther Freiheit 2A, 90762 Fürth
Ex Libris, Bismarckstr. 9, 91054 Erlangen
Bahnhofsbuchhandlung Schmidt & Hahn, Bahnhofspl. 8, 90456 Nürnberg
Hugendubel, Ludwigspl. 1, 90403 Nürnberg
Rüssel, Frankenzentrum, Glogauer Str. 38, 90473 Nürnberg

nicht Praktikum genannt werden, sondern *Trainee-Programm oder Volontariat*“ (Spiegelonline Interview mit Bettina König, 10.05.). Der Bundestag mochte sich bisher mit den Anträgen nicht beschäftigen und auch dem BMAS sind die Nachwuchsakademiker nicht mehr wert als dem Ka-pital. Er denkt gar nicht daran, den Kapitalisten Grenzen beim kostengünstigen Einsatz auch des akademischen Personals zu ziehen. Im Gegenteil: Wie beim gewöhnlichen Rest der Menschheit wird auch hier jede gesetzliche Auflage beim „Ausnutzen“ von Arbeitskräften als Hindernis von ‚Beschäftigung‘ gesehen. Stattdessen „setzt das

BMAS verstärkt auf Aufklärung“ (ein Ministeriumssprecher), die man sich seit Anfang des Jahres beim extra dafür geschaffenen Internetportal „Generation Praktikum“ abholen kann. Nach dem alten Motto des Satiremagazins Titanic, das den hungernden Negern „Spachteln!“ als Lösung ihres Problems empfiehlt, bekommt man dann folgenden heißen Tipp: „*Sich nicht unter Wert verkaufen ... zusammen mit dem künftigen Arbeitgeber die Möglichkeit prüfen, statt einen Praktikumsvertrag einen zeitlich befristeten Arbeitsvertrag zu schließen*“. Genau, so entkommt man der „Praktikumsfalle“: einfach nicht reintappen!

Die „Asymmetrie“ soll nun ein Ende haben. Die EU will mit den AKP-Staaten neue Abkommen aushandeln, „Wirtschaftspartnerschaftsabkommen“ („Economic Partnership Agreements“ – EPAs). Angeblich deswegen, weil Ende 2007 die Ausnahmegenehmigung ausläuft, die im Rahmen der WTO bis dahin für besagte „Handelspräferenzen“ gilt – was natürlich kein wirklicher Zwang für die EU ist. Um ihre Agrar-subventionen, die mit dem WTO-Regime auch nicht recht verträglich sind, zu verteidigen, reicht ihre Verhandlungsmacht ja auch aus. Die gleichrangige „Partnerschaft“ soll nun so aussehen, dass die AKP-Staaten auch ihrerseits „die Märkte öffnen“, und zwar für europäische Exportwaren wie für investitionsberechtigtes Kapital. Die EU macht sich nichts vor, was die mit den EPAs angekündigte „Marktöffnung“ bei den AKP-Staaten bewirkt. Sie drückt das als *deren* „Befürchtungen“ aus: *Einige Länder fürchten wegen der Handelsliberalisierung Verluste bei ihren Staatseinnahmen, die in manchen Ländern zu einem großen Teil aus Zolleinnahmen bestehen*.“ Wenn ein Staat hauptsächlich von Zolleinnahmen lebt, heißt das umgekehrt nur, dass es ein Wirtschaftsleben, das er besteuern könnte, in einem nennenswerten Umfang nicht gibt. Mit **Fortsetzung Seite 3, Spalte 3 Mitte**

Kritik der bürgerlichen Wissenschaft

Was gegen psychologisches Denken spricht

Es gibt einige Grundauffassungen der Psychologie, die von vielen als so selbstverständlich empfunden werden, dass über sie gar nicht mehr groß gesprochen werden muss. Dennoch sei die Frage erlaubt, ob diese Standards psychologischer Argumentation tatsächlich so selbstverständlich und plausibel sind, wie sie gemeinhin gehandelt werden. Ein bisschen Verunsicherung ist ja manchmal auch nicht blöd.

1.

Die Psychologie ist bekannt für die recht weit gespannte Bandbreite ihrer Themen. Ob Arbeit oder Liebe, Christentum oder Selbstmord, Schule oder Krieg – bei all diesen Gegenständen weiß sie sich zuständig für die Erklärung der Rolle, welche die Subjekte dabei spielen. Und es ist ja auch so, dass Subjekt all dieser Aktivitäten, denen sich psychologische Theorien widmen, zweifelsohne der Mensch ist: ohne Menschen keine Arbeit, keine Religion, kein Krieg, kein gar nichts.

Dagegen spricht: Es tut einer Erklärung gar nicht gut, diese unbestreitbare, aber auch wenig erhellende Tatsache dafür herzuziehen, sein Augenmerk weg von dem, was die Menschen da tun, fortan darauf zu richten, dass Menschen „es“ tun. Aus der negativen Bestimmung, „ohne Menschen kein ...“ folgt nämlich keineswegs zwingend der positive Schluss, den die Psychologie für sich gezogen hat: ... dann müsse der Schlüssel für Arbeit, Liebesleben, Religion und Krieg im Inneren des Menschen liegen!

Wer diesen Schluss dennoch für naheliegend hält, interessiert sich dann logischerweise gar nicht mehr für den Inhalt der subjektiven Leistungen, also für die Frage, wie die Leute denn eigentlich Subjekt der verschiedenen Handlungen sind, an denen sie sicherlich irgendwie beteiligt sind, sondern hat sich damit den Forschungsauftrag erteilt, im Menschen nach etwas zu suchen, das sein Verhalten hervorbringt, seine subjektiven Leistungen aus etwas zu erklären, das hinter ihnen steckt. Mit dieser kleinen, aber entscheidenden Verschiebung des Blickwinkels ist der Grundstock für die Eigentümlichkeit psychologischer Erklärungen gelegt.

2.

Die Psychologie geht bei ihren Untersuchungen davon aus, dass der Schlüssel menschlichen Verhaltens in der Innenwelt des Individuums zu suchen sei. Die Leistungen menschlichen Willens und Bewusstseins gelten ihr dabei – wie sie es manchmal explizit betont – als bloße „Oberfläche“, an der stets noch gekratzt werden muss, um auf die „dahinterliegenden“ verborgenen Vorgänge zu stoßen. Und Belege dafür, dass es sich bei diesen subjektiven Leistungen nur um die Ebene „beobachtbaren Bewusstseins“ handelt, dem so ohne weiteres gar nicht zu trauen ist, kennt sie auch: Erstens liegt die menschliche Seele bekanntlich nicht „wie ein offenes Buch“ vor uns, von dem wir nur noch ablesen müssten; zweitens treiben die Menschen in der Tat jede Menge widersprüchlich bis unsinnig anmutende Dinge und haben, drittens, häufig genug ein falsches, verschwommenes oder gar kein Bewusstsein von ihren Handlungen und Gefühlen.

Dagegen spricht: Aus einer Erklärungsbedürftigkeit dessen, was Leute tun und sich über Gott und die Welt denken, folgt keineswegs zwingend der Schluss, den die Psychologie daraus gezogen haben will: „dann“ seien Wille und Bewusstsein ja wohl als eine Sphäre trügerischer Einbildungen zu betrachten, denen beim besten Willen nicht zu entnehmen ist, was jemanden wozu bewegt. Mit dieser Sichtweise (v)erklärt man das menschliche Handeln erst zu diesem ganz prinzipiellen Rätsel, dessen Lösung partout „hinter“, spricht: jenseits des Bewusstseins gesucht und gefunden werden muss, das jemand davon hat. Und was das Un-, Unter- oder falsche Bewusstsein angeht: Noch nicht einmal die Tatsache, dass die Leute allen möglichen Unsinn (mit)machen, beweist, dass nur ihre Innenwelt dafür verantwortlich sein kann. Dass sich jemand womöglich ein verkehrtes Urteil gebildet hat, zieht die Psychologie erst gar nicht in Betracht, weil ihr der Inhalt eines Gedankens sowieso keine Prüfung wert ist – für sich nimmt sie ihn weder wahr noch ernst, er zählt ausschließlich als

Abbild seelischer Prozesse. Ausgestattet mit dieser sehr methodischen Gewissheit – „da muss doch was dahinterstecken!“ – steht der psychologischen Entdeckungsreise ins Ich nichts mehr im Wege.

3.

Wenn der Mensch zu allen möglichen Aktivitäten imstande ist, dann möchte die Psychologie klären, was ihn dazu befähigt; dann gilt es, die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens und darin dessen Ursache zu ergründen. Das Auffinden von „Verhaltensdispositionen“, von typischen, immer wiederkehrenden Handlungsweisen soll dazu beitragen, sowohl die Innenwelt des Individuums als auch seine Außenwelt besser zu verstehen.

Dagegen spricht:

– Eine bestimmte Voraussetzung, ohne die ein bestimmtes Tun nicht geht, ist noch lange nicht dasselbe wie der Grund, warum jemand das tut. Dass der Mensch z.B. über geistige Fähigkeiten verfügt, erklärt keineswegs, warum er ein paar Jahre in die Schule geht und dort benotet wird.

– Es ist schon ein bisschen dogmatisch, es mit dieser Verwechslung von Fähigkeit zu und dem Grund einer Handlung von vornherein auszuschließen, dass das, was einer treibt, von so etwas wie Zwecken abhängen könnte, die er sich setzen mag oder denen er gehorchen muss.

Streit um Religion im Biologieunterricht: Der Schöpfung die Krone aufgesetzt

Frau Karin Wolff, Kultusministerin von Hessen und frühere Religionslehrerin, hat einen schönen Einfall für die Erziehung des deutschen Nachwuchses. Sie kommt dem Auftrag nach, wie er im Lehrplan ihres Landes formuliert ist, wonach „Auseinandersetzungen mit philosophischen und religiösen Aussagen die naturwissenschaftliche Diskussion ergänzen und erweitern müssen“ (Stern.de, 11.7.07), und plädiert für die Verknüpfung der biblischen Schöpfungslehre mit der Evolutionstheorie im Biologieunterricht. Mit ihrem Vorschlag ernennt sie harsche Kritik von Leuten, die meinen, Wissenschaft und Glauben gehörten sich an den Schulen besser auseinander gehalten: „Die Schöpfungsgeschichte gehöre in den Religionsunterricht, in Biologie sollte ausschließlich die wissenschaftlich fundierte Evolutionstheorie gelehrt werden.“ (Jürgen Schreier, CDU, in Spiegel 29/07) In Biologie würde schließlich Wissenschaft unterrichtet – aber da täuschen die Widersacher sich ein wenig über den Bildungsauftrag der Schule.

Auf den nämlich kommt es der Frau Minister an, und dazu stellt sie klar, was es mit dem Wissen auf sich hat, das im Biologieunterricht ihrer Anstalten vermittelt werden soll. Eine „erstaunliche Übereinstimmung der symbolhaften Erzählung der Bibel von den sieben Schöpfungstagen mit der wissenschaftlichen Theorie der Evolution“ (FAZ, 29.6.) hat sie da bemerkt, und das ist in der Tat erstaunlich – wird demzufolge doch in der schulischen Abteilung Naturwissenschaft ein Unterrichtsgegenstand verhandelt, bei dem die Grenzen zwischen religiöser Fantasterei und wissenschaftlicher Erkenntnis gar nicht auszumachen sein soll. Die Expertin für Bildung verrät zwar nicht, worin Genesis und Genetik, Bibel und Biologie für sie so erstaunlich übereinstimmen. Doch sie lässt wissen, wie man den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen um die Ecke bringt, so dass sich einem die Erkenntnisse der Wissenschaft über den Genuss symbolischer Dichtung aufturn: „Sie plädiert für verbindende Fragestellungen bei den Themen der Herkunft des Menschen und der Bestimmung des Lebens und für einen modernen Biologieunterricht, in dem auch die Grenzen naturwissenschaftlich gesicherter Erkenntnis sowie theologische und philosophische Fragen nach dem Sinn des Seins und der Existenz von Welt und Menschen eine Rolle spielen sollten.“ (FAZ, 29.6.)

Damit sich die naturwissenschaftliche Erkenntnis eines Darwin über die Entwicklung der Arten mit religiösen Deutungen vom göttlichen Schöpfungsakt „verbinden“ lässt, braucht man sie nur zu einem Beitrag zu „Fragestellungen“ umzuinterpretieren, die mit den Erkenntnissen der Evolution von vornherein nichts zu tun haben. Indem man den Erkenntnissen über

Was immer einer Bestimmtes tut, will, denkt, fühlt – die Psychologie nimmt es gleich zur Kenntnis als mehr oder weniger beliebigen Ausdruck jener in ihm steckenden Potenzen, die sie vorher schon als treibende Kraft menschlichen Verhaltens unterstellt hatte.

– Der Mensch ist damit theoretisch verdoppelt in das, was er tun will, und das, wodurch er dazu bewegt wird, „es“ zu tun. Ob dafür nun sein Triebleben (nach Freud und Co), eine angeborene Begabung oder ein anerzogenes Motiv (sog. Gen-Umwelt-Kontroverse) verantwortlich gemacht wird, ist ziemlich egal – jedes Mal soll es von einer dieser inneren Kräfte und Säfte abhängen, wie er sich verhält und verhalten wird. Das Verhalten ist abhängige Variable von inneren und äußeren Faktoren, welche bewirken, was wir tun und was nicht. Das ist der Determinismus der Psychologie: Wenn einer so oder so handelt, dann wird das wohl seine innere Notwendigkeit haben – er ist so oder so (gebaut) und kann darum wohl auch nicht anders.

– Als Erklärung ist die Benennung bestimmter Dispositionen, Anlagen, Kognitionsmuster etc. als das Wesensmerkmal bestimmter beobachtbarer Phänomene schließlich höchst zweifelhaft. So ist z.B. mit dem Befund „Krieg ist eine Form der Aggression“ ausgerechnet das allerunspezifischste Moment an ihm festgehalten. Einer Bestimmung seiner Gründe, seiner Subjekte, seiner Objekte kommt man so garantiert nicht näher, im Gegenteil: jetzt ist diese Staatsaktion ja erst so richtig verwechselbar

geworden mit allen möglichen anderen „Schädigungen von Individuen“! Das Angebot der Psychologie besteht also in einem höchst zirkulären Verfahren, das vorwärts wie rückwärts beliebige Deutungskraft besitzt. Man muss nur jene abstrakte Gemeinsamkeit, die vorher in alle möglichen Arten von Gewalt (Macht, Konkurrenz etc., alles austauschbar und offenbar auch dasselbe!) hineingelesen wurde, hinterher wieder herauslesen: und zwar einmal als deren Wesensmerkmal, zum anderen als deren Motor. So ist die treibende Kraft für „aggressives Verhalten“ glasklar: die „Aggressivität“, die in einem Menschen steckt. Oder sie ist umgekehrt als bloßer „Reflex“ auf äußere Umstände zu deuten, was seinerseits wiederum die spannende Frage nach einer Disposition aufwirft, auf diese Umstände „entsprechend“ zu reagieren. Damit erzeugt diese Sorte Erklärung gerade in ihrer Begriffslosigkeit ein tiefes Verständnis für alle großen und kleinen Ereignisse des Lebens, vom Krieg über den Berufserfolg bis zum Ehekrach: schuld ist immer die Persönlichkeit des Menschen.

4.

Da alles, was aus einem Menschen wird, von der Beschaffenheit seines Innenlebens abhängt, offeriert die Psychologie eine Diagnostik der Persönlichkeit. Sie erforscht Eigenschaften, Fähigkeiten, Begabungen, deren individuelle Ausprägung über Chancen und Perspektiven entscheide, die einer im Berufs- und/oder Pri-

Fortsetzung Seite 4, Spalte 2 unten

*

Kritiker der Frau Minister monieren die Vermischung von Biologie- und Religionsunterricht und warnen davor, die „Trennschärfe von Glauben und Wissenschaft aufzuheben.“ (Spiegel 29/07) Für „Trennschärfe“ zwischen Wissen und Glauben plädiert man, hält also zusammen mit der Ministerin die Teleologie, die im Fach Religion gelehrt wird, keinesfalls durch den Unterricht im Fach Biologie für argumentativ widerlegt. Man legt vielmehr Wert auf eine friedliche Koexistenz zwischen dem, was da in beiden Fächern als jeweilige ‚Lehre‘ im schulischen Angebot ist. Beides soll sein gutes Recht haben, nur eben stundenplanmäßig sauber voneinander getrennt, und damit geben die Kritiker zu Protokoll, worin auch für sie die Wissensvermittlung in der Schule besteht: Wer sich beim Stichwort ‚Menschwerdung‘ an der Schule für fachspezifische Arbeitsteilung zwischen Biologen und Pfaffen stark macht, pocht nicht auf Wissen im Fach Naturkunde, sondern auf die eigene Kompetenz zur Vermittlung von ‚Lehren‘, die aus ihm zu ziehen sind. Diese Funktion des Schulunterrichts, für die Verbreitung weltanschaulicher Botschaften der einen oder anderen Webart zu sorgen, ist es, die Naturwissenschaft und Glauben miteinander derart kommensurabel macht, dass ein bloßes Plädoyer fürs bisherige Auseinanderhalten beider daherkommt wie ein religionskritischer Rückruf zur Sachlichkeit. Keinesfalls fachübergreifend soll die Mär vom Schöpfergott an der Schule verkündet werden – schon geht für den Fan von ‚Trennschärfe‘ alles in Ordnung, was im Religionsunterricht gepredigt wird. Ein „antiaufklärerischer Rückfall“ (Leggewie) findet erst dort statt, wo dem Biologieunterricht keine eigenständige Deutung der Weltentwicklung mehr erlaubt ist – also ist in Sachen schulischer Aufklärung auch da alles bestens bestellt, solange die erbaulichen ‚Lehren‘, die Bienen und andere Staaten bildende Völker, aber natürlich auch ‚die Evolution‘ für den Menschen bereithalten, ganz ohne religiöse Verwässerung gelehrt werden dürfen.

*

Schlichter im Sinnstiftungsstreit merken deshalb zur Beruhigung aller Beteiligten an, dass die Evolutionsbiologie erst im elften Schuljahr gelehrt werde – wer also mit der Mittleren Reife abschließt, erfährt eh nichts von ihr. Religionsunterricht hingegen haben alle von der ersten Klasse an – und so kommt zumindest in der Schule und was die dortige Bildung betrifft keiner seiner „Bestimmung“ aus.

**Sozialistische Gruppe
Erlangen Nürnberg (SG)**

c/o Sprecherrat, Turnstr.7, Erlangen
www.sozialistischegruppe.de

E.i.S.; V.i.S.d.P.: E.Piendl-Witzke, c/o Turnstr. 7, Erlangen

Beruf: Student

Wer etwas werden will in unserer gleichheitlichen Gesellschaft, der muss sich bemühen und etwas lernen: studieren. Das fordert Einsatz. Wer sich darauf einlässt, dem können Studienprobleme nicht erspart bleiben. Die betreffen nicht bloß die Wohn- und Ernährungsfrage in den Semestermonaten. Sie betreffen den zu lernenden Stoff:

Was da Schwierigkeiten bereitet, ist in den geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern eines jedenfalls nicht: die vollständige Erklärung einer Sache, die systematisch nachvollzogen sein will. Die Probleme fangen mit dem Vorlesungsverzeichnis an. Das ist unübersichtlich und will gemeistert sein, ebenso wie die komplexe Hörsaalnummerierung – praktische Intelligenztests, die die nächstfolgenden Schwierigkeiten in passender Weise vorwegnehmen. Da gilt es nämlich herauszufinden und sich zu merken, welche Einzelblätter zum gewählten Fachgebiet überhaupt dazugehören; und man muss damit klarkommen, dass schon die Systematik dieser Unterabteilungen von jedem zweiten bis dritten Dozenten anders gesehen wird. Hier hilft der Studienplan weiter, den inzwischen jede Universität für fast jedes Fach eingeführt hat; der übersetzt die Systematik des Faches in ein Nacheinander, das sich befolgen lässt. Andererseits erledigt sich damit noch lange nicht das Problem, angesichts der angebotenen Stofffülle einen Leitfaden dafür zu entdecken, was man sich merken muss und was man getrost gleich wieder vergessen darf. Was will aufgeschrieben sein? Für was ist der behandelte Stoff ein Beispiel? Oder kommt es auf die facts and figures selbst an? Eine harte Nuss für Studienanfänger! Kommt Zeit, kommt Rat. Irgendwann kommen dem akademischen Lehrling die vorgetragenen Problemstellungen, Beispielfälle und Grundkategorien unweigerlich bekannt vor. Er denkt schon mal „Aha!“ oder „Ach so!“. Und wenn ihm das ungefähr zehnmal passiert ist, dann – ist er kein Anfänger mehr. Was hat er dann gelernt?

Er hat gemerkt, wie in seinem Fach wissenschaftliches Denken geht. Dass es da nämlich um eine besondere Kunst geht, Fragen zu stellen, auf die niemand so ohne weiteres gekommen wäre; tiefer schürfende Fragen jedenfalls als ein schlichtes: „Was ist los und warum?“ Er hat gemerkt, dass es nicht um die Beseitigung von Unklarheiten geht, sondern darum, ein Verhältnis der Unklarheit zu im Prinzip beliebigen Gegenständen zu eröffnen. Hierfür braucht es recht vertrackte Anweisungen, inwiefern etwas für ein Problem und für was für eins zu halten sein soll. Er lernt die Wissenschaft kennen als eine nur auf den ersten Blick ganz labyrinthartige Kunst der Verfremdung. Diese Entdeckung wird erleichtert durch eine ganz unproblematische Vertrautheit mit den zu erlernenden Denkweisen, die sich einem durchschnittlichen Abiturienten genauso unweigerlich aufdrängt. Die zentrale ideologische Botschaft des jeweiligen Faches hat er nämlich immer irgendwie schon mal gehört; und wenn nicht, dann kommt es ihm auf alle Fälle zu Recht so vor.

Den Studenten der Ökonomie z.B. erinnern die vorgeschriebenen Grundkurse zuerst einmal ans scheinbar Allervertrauteste: Vom „Haushalt“ mit seinen Geldeinteilungsproblemen ist die Rede. Doch unversehens befindet er sich im Bereich mathematischer Funktionsgleichungen; Alltägliches wird nach Bedarf herangezogen oder zurückgewiesen, um der ersten und zweiten Ableitung der zu konstruierenden Kurven die zweckmäßige Gestalt zu geben, die die Wissenschaft für ein viel späteres Kapitel braucht, das immer noch gar nicht dran ist. Auf die Konstruktion von Modellen soll man sich einlassen, weil die Prämissen dafür da sind, und die Prämissen soll man annehmen und sich zurechtlegen, damit die Konstruktion von mathematischen Modellen sicher voranschreiten kann. Doch mitten in diesem schwindelerregenden Geschäft streift den Studenten auf einmal die Ahnung, dass er den Zweck des Unternehmens bereits kennt. Die längsten und komplexesten Formeln geben nämlich Zeugnis von zwar fiktiven, aber sehr notwendig aussehenden zweckmäßigen Sachnotwendigkeiten in der Sphäre des materiellen gesellschaftlichen Lebensprozesses. In seiner Popularform ist der Glaube an eine solche Übersetzung von ‚Interesse‘ in ‚Sachzwang‘ einem jeden geläufig; z.B. als die gar nicht zur Beantwortung vorgesehene Frage:

Wie soll's denn sonst gehen?

Die Politikwissenschaft macht ihre Anfänger mit etwa zwei bis fünf Methoden bekannt, das vom politischen Geschehen und seinen Urhebern Bekannte zu verräteln. Meist wird es zuallererst ganz ohne Argument als ein nicht enden wollendes Chaos ungewichteter Einzel-fakten hingestellt, das quasi noch vor jeder Kenntnisnahme nach einem Ordnungsschema ruft, welches überhaupt erst einen politischen Inhalt stiften soll. Die elementarsten Unterscheidungen wollen als Ausgeburten einer methodischen Notwendigkeit des Ordners überhaupt erschaffen sein, wozu beispielsweise ein Überblick über die Geschichte der politischen Ordnungsideen ratsam erscheinen kann oder auch über die Vielfalt ideell konkurrierender politischer Systeme. Ein Spiegel spiegelt sich im anderen. – Und dabei geht es überall um eine Botschaft von erhabener Platitude: Zwangsgewalt ist nützlich; die Menschen brauchen das – welchem Hausmeister wäre dieser tief sinnige Befund fremd?

Die Soziologie greift überhaupt alles Vertraute auf, aber so, dass es überhaupt nicht recht wiederzuerkennen ist. Es erfährt eine eigenartige Beleuchtung als Fall einer dahinter liegenden Gesetzmäßigkeit, die weiter gar keinen anderen Inhalt haben soll als den, eine Gesetzmäßigkeit zu sein; diese Abstraktion macht selbst modernen Studienanfängern schwer zu schaffen. Oberabstrakte Formbestimmungen wie „System“, „Umweltkomplexität“, „Funktionalität“ und dergl. zeichnen in dieser fremdartigen Welt für alles Wirtschaftsgeschehen ebenso verantwortlich wie für die Höflichkeit zwischen den Menschen. – Und doch: Der Glaube an eine Hinterwelt unentrinnbarer Zweckmäßigkeit hat den Reiz eines alten Bekannten. Dass der Gang der Dinge schon seinen Sinn haben wird, auch und gerade wenn die ihm Unterworfenen ihn weder praktisch beherrschend noch überhaupt kennen, dass also Strukturen walten – das ist doch eine gar nicht so problematische Säkularisierung des lieben Gottes, wie ihn jeder kennt.

Die Psychologie versetzt ihre wissbegierigen Studenten gerne in ein kahles ideelles oder sogar wirkliches Messlabor, in welchem alles Treiben der Leute als Äußerung eines jeweils zugrunde liegenden Leistungsvermögens oder als Resultat von dessen Beeinträchtigung verständlich und/oder berechenbar gemacht wird, wobei je nach Dozent mal das Rechnen, mal das Verstehst-mich den Vorrang bekommt. An Würmern, dressierten Affen, dem Augapfel und erst im Oberseminar an Psychokisten der lebendigeren Art denkt man sich in eine Hinterwelt determinierender Seelenkräfte hinein. Wenig davon hat man jemals erlebt. – Aber andererseits: Das Prinzip des Ganzen ist Leuten nicht fremd, die längst praktisch gelernt haben, sich selbst als mehr oder weniger taugliches Mittel in verschiedenen Konkurrenzkämpfen einzusetzen, also auch so zu interpretieren.

In der Germanistik und verwandten Fächern werden in genussvoll umständlicher Manier allerlei philosophische Botschaften – mal die vom Dichter anderweitig platt genug ausgedrückten, meist aber noch viel vertracktere – ausgerechnet aus den Formen der Kunstwerke herausgezerrt, die doch – denkt man, aber zu Unrecht – „bloß“ auf Genuss abzielen und nicht gerade auf Tiefsinn. Selbst den skeptischen Studienanfänger dünkt es kühn, wenn seine Disziplin ganze Weltanschauungen einschließlich gesellschaftlicher Verhältnisse und Dichterbiographie in der Nusschale eines Gedichtleins aufuft; und er muss sich fragen: Kann ich das jemals auch? – Aber andererseits: Was sollte ihn hindern? Das Prinzip des Interpretierens: der Standpunkt, dass um nichts so lustvoll und erbittert moralisch zu streiten ist wie um den Geschmack und dass Genuss erst durch den Schein von Sachkunde ehrenwert wird, begleitet junge Bürger schon durch ihr vorakademisches Privatleben. Ihrer ideologischen Quintessenz nach sind die fachspezifischen Fragestellungen also allesamt aus dem bürgerlichen Vorrat an unschwierigen Lebensweisen geschöpft; aus dem Gelulle des staatsbürgerlichen Moralismus wird der Student nicht aufgeschreckt, wenn er lernt – er wird darin versichert. Auf dieser festen Basis werden Rezepturen für das Aufwerfen von Problemen geboten, die ohne solche Methoden niemand hätte. Deren Aneignung geht nur darüber, dass man sie befolgt – nie so, dass man sie durchschaut; dann ließe man's nämlich. Am besten wird dieses Denkmuster übr-

gens von einem von vornherein unwissenschaftlichen Massenfach erfüllt, das als eigene Disziplin in den Kosmos der modernen Geistes- und Gesellschaftswissenschaften geraten ist: Die Jurisprudenz sortiert messerscharf alles und jedes anhand der Gesetze und Urteilssammlungen, die dem Studienanfänger zunächst einmal viel zu Staunen geben – so geläufig ein gesundes Rechtsempfinden ihm andererseits ist. Statt einer wissenschaftlichen Methode sind es da Rechtspraxis und Kommentare, die das Tun und Lassen der Menschen insgesamt in ein eigentümliches Licht rücken, nämlich das des staatlichen Gewaltmonopols, das die juristischen Fragen aufwirft. Diese Fragen sind erstens zu lernen, und zwar so, wie es bei dieser Art „Probleme“ einzig geht, nämlich auswendig; deswegen sind sie zweitens noch eigens zur gewohnheitsmäßigen Beurteilungsweise zu „verinnerlichen“. Ungefähr genauso müssen die Studenten in den anderen geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern zu Werke gehen. Ihr Lernen hat notwendigerweise sehr viel mit Gewöhnung zu tun und läuft nicht zufällig über die geradezu vokabelmäßige Einübung des fachspezifischen Fremdwörter- bzw. Formelschatzes. Irgendwann wagen sie es und nehmen so schwierige Worte wie „soziopsychologische Redundanz“, „psychophysischer Stereoeffekt“ oder „transzendentalparlamentarisches Konstruktivitätstheorem“ in den Mund; und wenn der Semi-

narleiter nickt, dann haben sie den nötigen positiven Verstärker weg. Dann werden immer mehr derartige Erkenntnisse in Referaten aufgeschrieben; auch die Kenntnis der Autoritäten des Faches sowie der Stichworte, die sie zum Problembildungsvermögen ihrer Disziplin beigetragen haben und über die sie zu Autoritäten geworden sind, schreitet unausweichlich fort. Der Student weiß endlich, wo's langgeht in seinem Fach, und schon rücken Probleme neuer Art in den Blick.

Prüfungsängste bemächtigen sich des jungen Akademikers. Denn das lehrt jeder Seminarbesuch ja auch: Die aus Erfahrung gewonnene Unterscheidungsfähigkeit zwischen wichtigen Problemstellungen und vergessenswertem Beiwerk und ein entsprechend zweckmäßig eingerichtetes Gedächtnis sind nur Mittel zum Zweck. Es geht um Souveränität im Umgang mit den Fragestrategien des Faches sowie darum, diese mündlich, schriftlich und sowohl als auch darstellend zu können. Und zwar so, dass es die Dozenten überzeugt; davon nämlich, dass sich hier einer mit Verständnis und Anteilnahme in das Fach hineingelegt hat. Denn schließlich ist ja nicht das der Witz der Sache, sondern die Prüfung, von der jeder weiß, dass da ausgesiebt wird, ein Prozentsatz von Durchfallern also von vornherein feststeht. Dazu will keiner gehören; also wird es für alle

Fortsetzung Seite 4, Spalte 1 oben

ECONOMIC PARTNERSHIP AGREEMENTS Fortsetzung von Seite 1, Spalte 4 unten

dem Entfall der Zolleinnahmen, die sowieso nicht berauschend hoch sind, steht der Staatshaushalt also ziemlich trocken da. Das weiß die EU und sie lässt die Staaten auch nicht in dieser Klemme sitzen, sondern geht dieses Problem mit eben diesen EPAs an. Klar, „Marktöffnung“ muss sein und der sich daraus ergebende Schaden auch, aber die EPAs enthalten „Lösungen“ – die EU bezeichnet dies als den zentralen Bestandteil der neuen Abkommen – ,wie diesem Schaden beizukommen ist: mit einer „Verzahnung von Handels- und Entwicklungspolitik“. Es wäre naiv anzunehmen, aus den États der EU-Entwicklungsministerien könnten doch die entfallenden Zolleinnahmen zumindest zum Teil ersetzt werden oder die dort eingestellten Gelder würden nun sogar erst recht für den Aufbau einer „weiterverarbeitenden Produktion“ eingesetzt – „nachhaltige“ Entwicklungspolitik geht ganz anders. Eine solche mit der Handelspolitik „verzahnte“ Entwicklungspolitik ist dafür da, „den Liberalisierungsprozess flankierend zu begleiten“, und sie geht der Sache endlich auf den Grund, wenn sie nämlich die Staaten dazu befähigt, sich selbst auf Vordermann zu bringen. Vordergründig decken entfallende Zolleinnahmen einen Mangel an anderen Einnahmen, Steuern in erster Linie, auf, in Wahrheit fehlt es in diesen Staaten aber – und das werden ihnen die Experten aus den Entwicklungsministerien beibringen – an korrekten Methoden der Staatsführung und an „leistungsfähigen Institutionen“, in diesem Fall an einem anständigen Besteuerungssystem:

„Entwicklungszusammenarbeit kann diese Länder dabei unterstützen, neue Besteuerungssysteme zu entwickeln beziehungsweise bestehende zu stärken, die auch langfristig die wirtschaftliche Entwicklung des Landes fördern und nachhaltig Staatseinnahmen generieren.“

Für sich betrachtet ist das zwar ein schlechter Witz – das Besteuerungssystem findet nichts oder kaum etwas zum Besteuern vor, aber durch ein ausgefeiltes Besteuerungssystem wird daraus eine Steuerquelle, die dann eine „langfristige wirtschaftliche Entwicklung“ und „nachhaltige Staatseinnahmen“ „generiert“ –, aber die Absicht ist klar. Alles, was in diesen Staaten schief läuft, ist deren Versagen. Nicht ihre Eingemeindung in den Weltmarkt und die Ansprüche der Herrschaftsstaaten ruinieren ihre ökonomische Basis oder lassen sie gar nicht erst entstehen, ihre selbstverschuldete staatliche Unmündigkeit hindert sie daran, die ökonomischen Voraussetzungen zu schaffen, die sie bräuchten. Die EU bezieht sich selbst, mit ihren „Handelspräferenzen“ zur Fortdauer dieser Unmündigkeit beigetragen zu haben – „Die Erfahrung mit der AKP-EU-Partnerschaft zeigt, dass Marktzugang allein noch keine ausreichenden Entwicklungsimpulse mit sich bringt“ –, um die Wende hervorzuheben, die nun ansteht. Die EPAs bzw. die „Verzahnung von Handels- und Entwicklungspolitik“ bieten nun die Chance, unter Anleitung der

Experten in Sachen Handels- und Entwicklungspolitik die längst fälligen „Reformprozesse anzustoßen“, die es dann glatt schaffen – das neue Besteuerungssystem ist nur ein Teil davon –, „nachhaltige Entwicklung zu ermöglichen und einen Beitrag zur Armutsbekämpfung zu leisten“.

Das ist einerseits nichts anderes als der alte Kalauer vom „guten Regieren“, das man bei denen so schmerzlich vermisst. Dass es sich dabei andererseits immer schon um mehr als eine Schuldzuweisung handelt, macht die EU mit ihrer Vorschau auf den „EPA-Umsetzungsprozess“ deutlich. Das durch die EPAs nun extra herausgeforderte „gute Regieren“ wird sie nicht den ansässigen Staatsgewalten überlassen, und ihre Entwicklungsexperten sind auch nicht bloß als Berater vor Ort. In soziologischer Redeweise drückt die EU aus, dass die EPAs ihren schon auf dem Weg zu „failed states“ befindlichen Geschöpfen ein paar weitere interne „Verwerfungen“ bescherten werden:

„Die entwicklungspolitischen Wirkungen der EPAs werden sich erst im Laufe der Umsetzung der Abkommen einstellen und sind schwierig umfassend abzuschätzen. Eine ungenügende Datenlage sowie sich überlagernde politische und soziale Prozesse tragen dazu bei.“

Das führt zu „Unwägbarkeiten“, denen die EU – die Funktionalität des Hinterhofs soll schließlich gewährleistet bleiben – nicht einfach zusehen wird:

„Aufgrund dieser Unwägbarkeiten gewinnen Review- und Monitoring-Instrumente an Bedeutung. In den EPAs können ... Review-Klauseln direkt in die Abkommen integriert werden; zudem muss der Liberalisierungsprozess einer kontinuierlichen Überprüfung unterzogen werden. Wir wollen Monitoring-Instrumente fördern, damit die Wirkungen der eingeleiteten Reform- und Liberalisierungsprozesse beobachtet werden können. So können dann gegebenenfalls rasch notwendige Maßnahmen – zum Beispiel die Unterstützung durch Entwicklungszusammenarbeit – eingeleitet werden.“

„Review“ und „Monitoring“ – das sind die Instrumente der Aufsicht und Kontrolle, mit denen die EU ein Stück mehr ihre Regierungsgewalt in den AKP-Staaten implantiert. Das ist die „Liberalisierung“, wie wir sie meinen, und anders kommt er nicht voran, der „Abbau der weltweiten Armut“:

„Mit den beim UN-Millenniumsgipfel im Jahr 2000 verabschiedeten Millenniumsentwicklungszielen hat sich die internationale Gemeinschaft – zusammen 189 Staaten – einen ehrgeizigen Fahrplan vorgenommen, um bis zum Jahr 2015 einen entscheidenden Schritt beim Abbau der weltweiten Armut voranzukommen. Die Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (Economic Partnership Agreements, EPAs) zwischen der Europäischen Union (EU) und den Staaten Afrikas, der Karibik und des pazifischen Raums (AKP-Staaten) sind ein Instrument, um dieses Ziel zu erreichen.“

Die wöchentlichen Analysen der
Redaktion des GegenStandpunkt in Radio Lora
können nachgelesen werden unter:
www.gegenstandpunkt.de/radio/gsradiotext.htm

BERUF STUDENT

Fortsetzung von Seite 3, Spalte 4 oben

unterschiedslos zur maßgeblichen Sorge, sich zu unterscheiden. So nimmt die Anstrengung ihren Anfang, mit Theorien und Autoritätenkenntnis, Problemstellerei wie aus eigener Werkstatt, Schlagfertigkeit und anderer Formulierungskunst – anzugeben.

Das fordert nicht mehr bloß Gedächtnis und Verstand, sondern den ganzen Mann resp. die gesamte Frau. Das Studium wird zur Imagepflege und zur Vorbereitung jenes guten Eindrucks, den man pünktlich machen muss. Genau in jenem alles entscheidenden Moment behält jedoch trotz aller Vorbereitung der Zufall sein Recht: die „Tagesform“ des Prüflings, der es mit dem Valium nicht übertreiben darf, vor allem aber die Laune des Prüfers, der seine Macht auszusortieren mit seiner Geneigtheit für die eine und gegen die andere Tour der Selbstdarstellung zu erfüllen pflegt. So werden Extra-Anstrengungen fällig, den Zufall zu berechnen. Informationen über die Prüfer werden wichtiger als das Lernen langer Skripte; sonst merkt man sich am Ende doch gerade das Falsche. Vor allem aber will der seelische Eindruck bewältigt sein, den die gar nicht zu beseitigende Unsicherheit und Unberechenbarkeit der Prüfung auf den Kandidaten machen muss. Die Kritik der Prüfung und ihrer Irrationalität hilft da kaum weiter, da man sie ja bestehen will. So bleibt nur die Hinwendung zur eigenen Person, die sich durch unsichere Aussichten dauernd verunsichern lässt, und zwar ausgerechnet umso mehr, je mehr es auf sie als einziges Mittel des Prüfungserfolgs ankommt. Vielleicht muss zur Ergänzung der zusammengerafften Gelehrsamkeit ein autogenes Training her? Auf alle Fälle bedarf die Kunst der Angeberei noch einiger Ergänzungen. Der eine Kandidat wird aus lauter Berechnung weinerlich und nervt den Prüfer mit Entschuldigungen; die andere Kandidatin probiert es mit Arroganz, jedenfalls sofern sie weiß, dass der Herr Professor auf forsche Weiber steht. Kurzum: Unter dem Druck der Prüfungsangst reift der Student zur Persönlichkeit mit Charakter.

Studenten der Naturwissenschaft brauchen bei dieser Bildungsveranstaltung, die den eigentlichen Unterschied zwischen die studierte und die nicht-studierte Menschheit legt, übrigens nicht abseits zu stehen, bloß weil ihr Stoff vernünftiger beschaffen ist als der der Geistesfächer. Schließlich müssen auch sie sich an Leistungsbeweisen sortieren, also mit ihrem Wissen, obwohl es stimmt, den Zufall der ausgewählten Prüfungsfragen meistern und eine dadurch bestens begründete Angst bewältigen. So gewöhnen auch sie sich daran, ihr bisschen gutes Wissen als Mittel ihres Konkurrenz-erfolgs und Qualitätsmerkmal ihrer akademischen Persönlichkeit zu handhaben und in die Künste der Selbstproblematik und -ermunterung einzuwickeln. Der Lohn der Angst stellt sich mit bestandener Prüfung zwar erst zur Hälfte ein; aber schon die ist nicht ohne. Die psychischen Unkosten bekommt der Prüfling gleich zurückerstattet. Er besitzt ja nun ein offizielles Zertifikat über die Tauglichkeit seiner Person zu einer akademischen Karriere; sein Selbst und dessen Darstellung haben die Anerkennung gefunden, auf die es ankam. Die Unvernünftigkeit der Prozedur, durch die dieser Erfolg zustande kam, stellt sich im Nachhinein gar nicht mehr furchterregend, sondern eher erheiternd dar. Jeder Studienabsolvent, erst recht jeder Doktor weiß nun aus eigener Anschauung, auf wie viele Zufälle sein „Bestanden!“ tatsächlich gegründet war; wie wenig es mit solider Fachkenntnis zu tun hatte; wie vielleicht sogar der Prüfer sich blamiert hat; keine Prüfung ohne die entsprechende Prüfungsanekdote. Das beeinträchtigt aber überhaupt nicht die Hochachtung vor dem erungenen „Leistungsnachweis“. Im Gegenteil: Der Spott über die bestandene Prüfung, die vorher das Leben des Studenten verdüstert hat, zeugt von einem umso gediegeneren Stolz auf die eigene Person, die ja, das Zeugnis beweist es, die entscheidende Klippe, an der viele scheitern, bewältigt hat, und das sogar locker. Da macht es erst recht nichts, dass das mühselig genug angeeignete Prüfungswissen von Stund an zu vergessen ist: Auf wissenschaftliche Einsichten, die den Absolventen durch sein weiteres Leben begleiten würden, bezieht dessen Selbstzufriedenheit sich gar nicht. Dass er mit seiner Geistestätigkeit nach den Maßstäben des wissenschaftlichen Anerkennungsverfahrens

richtig liegt und sich darin vom größeren Rest der Menschheit unterschieden wissen darf, das verleiht der angewöhnten Problematisierungskunst und der Angeberei damit fürs weitere Leben eine sichere Grundlage.

Der materielle Lohn bleibt hinter dieser seelischen Vergütung freilich zunächst einmal zurück; und damit ist auch wieder für Bescheidenheit gesorgt. Schließlich muss der fertige Akademiker in eine wirkliche lebensstüchtige Karriere erst noch hinein; auf die gibt die bestandene Prüfung nicht das kleinste Anrecht. Für die fällige Ernüchterung sorgt der Arbeitsmarkt, inzwischen ja sogar ein wenig unterfertigen Medizinern. Die gebildete Persönlichkeit ist gleich wieder als Konkurrenzmittel gefordert; Arbeitgeber bzw. Einstellungsbeholden wollen mit einem guten Eindruck betört sein. Der fertig gewordene Akademiker ist sonst eben noch nichts; er ist bloß abhängig von fremdem Interesse, und das demütigt ihn fast so wie jeden Lohnarbeiter oder Angestellten. Aber eben nur fast. Denn immerhin liegen die Jobs, in die ein erfolgreicher Prüfling sich erst noch hineinschleimen muss, von vornherein auf der anderen Seite. Die Karriere, wenn sie denn losgeht, ist eine innerhalb der gesellschaftlichen Elite. Und was der studierte und geprüfte Mensch mitbringt, ist neben der festgesetzten Einstiegsbedingung die höchstpersönliche Eignung zur Charaktermaske dieses ausgezeichneten Standes. Mit seiner Person steht er nämlich für die beiden Lebenslügen des demokratischen Rassismus ein:

– Erstens wären die besseren Leute, die sich an höheren Bedürfnissen messen als die gewöhnlichen und damit auch noch als deren Vorbild Anerkennung beanspruchen dürfen, nur deshalb welche, weil sie über das gesammelte Wissen der Gesellschaft verfügen und damit an die Spitze einer zweckrational durchorganisierten Gesellschaft gehören würden. Zwar sind die Akademiker eine einzige Widerlegung des Glaubens an eine rein funktionale Arbeitsteilung als herrschendes gesellschaftliches Unterscheidungs- und Ordnungsprinzip: Nach ihrem Wissen richten sich die maßgeblichen Interessen nicht, sondern umgekehrt; und wo es sich nicht zufällig um Naturerkenntnis handelt, besteht es in einer Verstandestätigkeit der höchst seltsamen Art, die nur in einem sehr fatalen Sinn zweckmäßig ist: Sie ersetzt und zensiert das Interesse

WAS GEGEN PSYCHOLOGISCHES ...

Fortsetzung von Seite 2, Spalte 4 oben

vatleben hat. Intelligenz- und Persönlichkeits-tests setzen diese Annahme in die Praxis um und sollen Erkenntnisse vermitteln über die Chancen, die der Einzelne aufgrund seiner Möglichkeiten hat.

Dagegen spricht: Seit wann richten sich die Chancen, die einem in dieser Gesellschaft geboten werden, „etwas zu werden“, eigentlich danach, was die Leute gerade für welche sind und was sie so können? Umgekehrt ist es doch: Die Leute haben sich danach zu richten, welche Fähigkeiten überhaupt *verlangt* werden. Die müssen sie aufweisen bzw. erlernen, um an bestimmte Positionen herankommen zu können – und das heißt nun einmal auch: Es steht allemal fest, dass es eine Hierarchie der Berufe und ihrer Dotierung gibt. Ebenfalls steht damit von vornherein – bevor sich irgendwer die „Fähigkeiten“ der Leute anzugucken bräuchte – fest, dass es immer Gewinner und Verlierer gibt, weil die Menschen eben auf diese Hierarchie verteilt werden sollen. Und nur, weil als einziges noch *nicht* feststeht, *wer* oben oder unten landet, soll der Spruch von seinem Glück, an dem man unverdrossen herumhämern soll, auch schon wahr sein?! Aus der eher banalen Feststellung, dass ein jeder daran gemessen wird, was er in dieser Konkurrenz um diese Positionen bringt und es dabei auf seine Leistungen ankommt, folgt schließlich noch lange nicht, dann *entscheide* die persönliche Leistung auch darüber, was aus einem wird. Es ist eben doch bloß die Ideologie zu dieser Konkurrenz, die Leute hätten den Erfolg in ihrer Hand und müssten darum nur kräftig an ihren „Fähigkeiten“ feilen; das ist zwar nicht wahr, aber nützlich – zur *Rechtfertigung* von Erfolg und Niederlage nämlich. Dem modernen Glaubenssatz, von den Fähigkeiten des Einzelnen, „seine Chancen zu nutzen“, hinge ab, was er im Leben (nicht nur im Beruf) erreicht, gibt die Psychologie demnach erstens sehr recht, um ihn zweitens in eine Methode

Diskussionsveranstaltung der SG in Erlangen**Woher kommt und wie geht Rassismus? Über den Zusammenhang von Ausländerfeindlichkeit und gut demokratischem Staatsbürgerbewusstsein**

Wenn fanatische Fremdenhasser Inder durchs Dorf jagen, Schwarze drangsaliieren, „No-Go-Areas“ ausrufen oder Asylantenwohnheime in Brand stecken, dann sind sich verantwortungsbewusste Zeitgenossen von links bis rechts einig: Hier liegt eine *moralische Entgleisung* vor, die zum Bild unserer schönen Demokratie nicht passt und die Gesinnung der „überwiegenden Mehrheit“ keineswegs widerspiegelt. Die Linken warnen vor der Überschreitung aller gültigen Wertmaßstäbe und erinnern – „Wehret den Anfängen!“ – an Auschwitz – eine Konsequenz, vor der das normale Gerechtigkeitsempfinden doch spätestens zurückschrecken müsste. Die Rechten, vor allem die in Amt und Würden, verkünden die Unvereinbarkeit von Rassismus und demokratischem Konsens gleich so, dass Nation und nationale Gesinnung gegen hässliche Weiterungen in Schutz genommen werden. Sie betonen den Unterschied, der zwischen verständlicher „Angst vor Überfremdung“ und verwerflicher, höchstens früher oder anderswo anzutreffender „ethnischer Säuberung“ doch immerhin bestehe; und den Übergang zu Rassismus und Verfolgung Andersartiger – der seit Kriegsende als schlechthin *unerklärlich* galt – möchten sie mittlerweile sogar *jeder Erklärung entziehen*. Wer überhaupt Gründe dafür sucht, warum ganz normalen und braven Staatsbürgern unter gewissen Umständen auch Ausländerjagden und KZs einleuchten, der soll schon der einzigartigen Unmoral solcher Ergebnisse nicht gerecht werden; er setzt sich dem Verdacht aus, in seinem „Rationalismus“ die Unmenschlichkeit verständlich zu finden, letzten Endes also selbst auf dem Sprung zur Massenvernichtung zu stehen.

Recht haben beide Parteien nicht. Über die Herkunft des Rassismus Bescheid zu wissen, ist nämlich die Voraussetzung dafür, seinen „Anfängen zu wehren“, statt sich vor dem übernächsten Übergang – der offenbar vorstellbar ist – zu grauen und rückblickend den vorigen Normalzustand des staatsbürgerlichen Gemüts für *noch* unverfänglich zu halten. Und an den Regeln der demokratischen Moral kann sich eine solche Erklärung sowieso nicht blamieren, da sie gerade den Zusammenhang zwischen *Moralität* und *deren Entgleisungen* zum Gegenstand hat.

Mittwoch, 24. Oktober 2007, 20.00 Uhr**Turnstr. 7 (Gebäude des Sprecherrats, 1.OG), Erlangen****Diskussionstermin in Nürnberg: regelmäßig dienstags, 20 Uhr,****Desi, Brückenstr. 23, Themen siehe****www.sozialistischegruppe.de**

an richtigem Wissen in Sachen Gesellschaft und Politik. Eben deswegen lässt die Wissenschaft aber auch keine Kritik an ihr selbst und dem Akademikerstand zu, sondern tut alles für die Verwechslung von Amtsautorität und Sachkunde, Herrschaft und Arbeitsteilung, Wissen und Macht. Ihr Reich ist die *contradictio in adjecto* „geistige Führung“.

– Zweitens legen die studierten Leute mit der „zweiten Natur“, die sie sich beim Studieren zugelegt haben, Zeugnis ab für die Lüge, sie wären die besseren Leute, weil nur solche wie sie sich überhaupt dafür eignen würden, durch-

zublicken und was Besseres zu sein. Auch das ist nur in einem ziemlich vernichtenden Sinne wahr: Akademische Prüfungen hinter sich zu bringen, in eine Karriere einzusteigen und darauf auch noch als eine Leistung stolz zu sein, die einen als Gesellschaftsmitglied der besseren Sorte auszeichnet, das verlangt einen gegen jedes bessere Wissen festgehaltenen Dünkel, der mit der Zeit jede Kenntnis der eigenen Person ersetzt. So gehören am Ende Posten und Charakter durchaus untrennbar zusammen – was gegen beide spricht. Nur zuallerletzt für die, die beides haben.

wissenschaftlicher Handlesekunst zu überhöhen: „Zeige mir Deine Eigenschaften und ich sage Dir, was aus Dir wird und werden musste!“ So wird von einem Erfolg locker auf den „Erfolgsmenschen“, den „Siegertypen“ geschlossen, genauso wie umgekehrt ein Scheitern den „Versager“, den „Loser“ verrät (meist nicht ohne ihm zu attestieren, seine Fähigkeiten lägen eben auf einem anderen Gebiet) – und als *Grund* dafür wird ebenso locker eine „individuell ausgeprägte *Erfolgstüchtigkeit*“ angegeben. Mit diesem passenden Sprachdenkmal für die widersprüchliche Vorstellung einer ‚Disposition‘, eines *Vermögens*, das den (Miss-)Erfolg der Anstrengung der Leute in allen Sphären des Lebens, in denen sie sich betätigen wollen/müssen (voraus)entscheide, also ‚irgendwie‘ *determiniere*, kennzeichnet die Psychologie sehr treffend den ihr eigenen *Persönlichkeitsrassismus*.

5.

Das beliebteste Angebot der Psychologie besteht schließlich darin, die Leute beim Umgang mit sich selbst zu beraten und ihnen zu helfen, wenn sie dabei in Schwierigkeiten geraten.

Dagegen spricht: Fragt sich bloß, wobei ihnen da geholfen wird. Es könnte einem nämlich schon auffallen, dass die Menschenfreundlichkeit dieser Betreuungsangebote praktizierter Psychologie sich durch die Bank aus demselben Vorurteil speist, das schon ihre Diagnosen auszeichnete: Wenn irgendwer oder irgendwas scheitert, dann bist *Du* das und es liegt an Dir – und *dabei* will ich Dir helfen! *Diese* Diagnose steht schon fest, bevor der Klient die Praxis betreten hat, denn der Psychologe stellt sie *immer*. Und das heißt ja wohl, dass er eine Hilfe in Aussicht stellt gegen ein „Scheitern“, ganz jenseits einer Prüfung dessen, *was* da scheitern mag und *warum*. Ob jemand entlassen wurde, im Knast sitzt oder der/die Liebste weggelaufen ist: Ein Therapeut betrachtet all diese Vorkommnisse von vornherein als *Gegebenheiten*, mit denen seine Kundschaft *zurechtkommen* können muss. Das einzige, was ihn an seinen „Fällen“ interessiert, ist, dass

sie sich gefälligst *mit sich selbst zu beschäftigen* haben. Ob ein spezieller „Fall“ nun Opfer eines feindlichen Interesses geworden ist, vielleicht einen Fehler bei der Verfolgung eines eigenen Interesses gemacht hat, sich an moralischen Maßstäben blamiert, die in dieser Gesellschaft gelten, oder was auch immer – das kann und will der Psychologe ausdrücklich nicht beurteilen, geschweige denn kritisieren. Von ihm betreute Menschen sollen sich ausschließlich der Frage zuwenden, ob ihre Einstellung zu den Problemen stimmt, die sie haben – und ein anderes „Verständnis“ haben Klienten offensichtlich auch nicht erwartet. Und wann „stimmt“ die Einstellung? Wenn die Leute durch einen Vorfall, der sie schädigt, ihnen Ärger oder Unzufriedenheit bereitet, nicht aus der Bahn geworfen werden! Eine psychologische Beratung verspricht dem Hilfesuchenden also nie, ihm etwa dabei behilflich sein zu wollen oder zu können, den Anlass bzw. den *Grund* eines Problems zu *beseitigen*, sondern immer nur, sich *anders* zu ihm *stellen* zu können. Jedes Mal wird also zu einem durch und durch *instrumentellen* Gebrauch des Verstandes geraten: Betrachte die Angelegenheit einfach so, *dass* sie Dich nicht stört! Auf gut deutsch: Don't worry, be happy. Wenn Du in der rauen Welt auf die Nase gefallen bist – wenigstens Dein *Selbstbewusstsein* darfst Du Dir nicht beschädigen lassen, denn das ist die Hauptsache; wenn Du in der freien Wildbahn der Konkurrenz keinen Erfolg hast – besinne Dich darauf, dass Du eben andere, höhere Qualitäten hast ... Die Tipps, die man bei Psychologen bekommt, gehen also allesamt so: da ein Schuss mehr „Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl“, dort eine Prise mehr „Motivation“, hier ein Quantchen weniger „äußerliches Erfolgsdenken“ ... – in jeder Lebenslage die passende, weil *fürs Gemüt funktionelle* Einstellung, dann ist der Mensch „psychisch gesund“ und der Seelendoktor freut sich. Den Leuten mehr Selbstvertrauen und so Zeug einzuflößen – man mag nur gar nicht daran denken, wobei –, das ist der nicht zu leugnende *Erfolg* psychologischer Hilfe.